

Mörike im Hohenloher Land

Von Mörike, den man auch den stillsten unter unseren Dichtern nennt, wird gesagt, daß sein Werk die zartesten und edelsten Kräfte aus seiner schwäbischen Heimat, der Heimat Hölderlins, gesaugt hat.

Übersehen ist jedoch dabei nicht nur, daß seine Vorfahren im 17. Jahrhundert aus Havelberg in Preußen nach dem fränkischen Neuenstadt am Kocher in Hohenlohe einwanderten und sich erst in späteren Generationen im Schwabenland ansiedelten, sondern auch, daß er selbst als Pfarrer, früher Pensionist und – schon anerkannter – Dichter 17 Jahre in Württembergisch Franken verbrachte und es in all seiner Weite und Schönheit erlebte und daß er hier tiefe Eindrücke und formende Erlebnisse gewann, die schon in dieser Zeit sein dichterisches Schaffen befruchteten und seine hohe geistige und künstlerische Reife entscheidend und nachhaltig beeinflussten.

In der Landschaft Hohenlohe, besonders in seiner ersten und einzigen Pfarrei Cleversulzbach, in Schwäbisch Hall, diesem romantischen, rein fränkischen Landstädtchen, in Wermutshausen in der Nähe des Wallfahrtsortes Laudenbach mit seiner Bergkirche bei seinem 'Urfreund' Wilhelm Hartlaub und dann in Mergentheim im Hause seiner Frau, Margarete von Speth, reiften viele seiner bedeutendsten Werke: der erste Gedichtband und „Ma'ler Nolten“ erschienen bereits in seiner Cleversulzbacher Zeit, auch „Der alte Turmhahn“, diese unvergleichliche Idylle ländlich-pfarrherrlichen Dorffriedens, die Worte am Grab von Schillers Mutter, das er verfallen unter ländlichen Gräbern versunken am alternden Zaun des Friedhofs hinter seinem Pfarrhaus fand, mit denen er sagte, daß niemand ein Heiligtum hier ahnt und eines Unsterblichen Mutter hier bestattet liegt. „Der Fluß“, „Um Mitternacht“, „Denk es, o Seele“, „Er ist's“, „O liebste Kirche sondergleichen“, „Du bist Orplid, mein Land!“ sind Werke aus der Hohenloher Zeit.

Seine Schöpfungen, „Gebilde von vollkommener Schönheit, in antikischer Heiterkeit glänzend, von feuriger Kraft und süßer Fülle, in einem innigen Seelenton gesungen, makellose und ewig strahlende Zeugnisse unserer Sprache“ (Georg Britting), alle stehen sie genau so auf fränkischem wie auf schwäbischem Boden. Denn Deutschlands großer Lyriker, der unter den Schwabendichtern in vorderster Reihe steht, ist zugleich ein bedeutender fränkischer Dichter. Seine Verbundenheit mit dem Hohenloher Land möge die folgende kurze Geschichte eines Bundesfreundes bildhaft deutlich machen.

Pfingsten bei Mörike

Als der Pfarrer Mörike von Cleversulzbach die Mühsal seines bescheidenen Amtes selbst mit Hilfe eines Vikars nicht mehr ertragen konnte und beim Konsistorium in Stuttgart seine Entlassung aus dem kirchlichen Dienst beantragte, war dies vom alltäglichen, vernünftigen Leben der Menschen her gesehen ein unverständlicher Schritt, da er Verzicht auf Amt und Würden, auf äußere Sicherheit in Gegenwart und für die Zukunft bedeutete und selbst dann unbegreiflich erschien, wenn man mit einbezog, daß seine christliche Einstellung von der konsistoriellen etwas abwich. Grundsätzlicher Art konnten diese Gegensätze kaum sein, wäre doch sein Bekenntnis dort sicher nie ein Anstoß geworden: „Herr, schicke, was du willst, ein Liebes oder Leides; ich bin vergnügt, daß beides aus deinen Händen quillt“.

Den Ort seines neunjährigen mehr oder weniger eifrigen, tüchtigen und erfolgreichen Wirkens als geistlicher Hirte der Gemeinde zu verlassen, war für den Menschen Eduard Mörike ein schwerer Entschluß, ein Zusammenbruch in seinem Beruf, ein Bruch zwischen gestern und morgen. Was soll nun werden? mußte für ihn und seine Schwester Klara die drückende Frage sein, denn sein früher, doch begrenzter Ruhm als Dichter vermochte ihn wohl kaum durch die Sorgen des Lebens zu tragen.

So war sein Weg an das andere Ende des Hohenloher Landes zu seinem „Ur-Freund“, dem Pfarrer Wilhelm Hartlaub in Wermutshausen, sicher nicht leicht, wenn er hier auch als Pensionär und Gast willkommen war und gerne das kleine, gar bescheidene Eckzimmer im Pfarrhaus am Kirchenhügel einge- räumt erhielt, ohne gefragt zu werden, wann er wieder abreisen will.

Der Wunsch, den ich seit vielen Jahren in mir trug, diesen stillen Ort abseits der großen Wege und lauten Straßen endlich einmal aufzusuchen, erfüllte sich während der letzten Pfingsttage. Kein Pfarrherr war mehr im alten Pfarrhaus anzutreffen; es war von dem jungen Gemeindeglied bezogen und für ihn modernisiert worden. Aber die neuen Fenster und Treppenstufen lies- sen doch noch ein klein wenig von der Romantik der Vergangenheit übrig in den kleinen Stuben, an der grünbemoosten Mauer, an der Steinbank am Weg von der Staffel zum heimlichen, trauten Garten, jenem in Cleversulzbach ganz ähnlich. Daß man dies alles nicht übersieht, ist ein Anliegen des Kir- chenpflegers der Gemeinde, der in rührender Weise als Hüter der wenigen Kosibarkeiten aus den Zeiten Mörikes und Hartlaubs führt und Überliefertes erzählt.

„Dort in der Ecke im Garten hat sich Mörike immer auf eine Bank gelegt und in den Himmel geguckt. – Die Dichter müssen in den Himmel gucken, wenn sie dichten! – Stundenlang hat er nichts gesehen und gehört!“ – Die Dichter müssen in den Himmel gucken! Welch ein Wort aus dem Munde des einfachen Bäuerleins in unserer Zeit, gewidmet dem liebenswürdigen großen romantischen Dichter von Gottes gütiger Gnade! Hat es nicht etwas von dem Bestimmenden des Genies geahnt, das gleich jenem Pfingstwunder wirkt, das einst in Gestalt einer Taube als Heiliger Geist den Jüngern des Herrn die Kraft brachte, mit Flammenzungen zu den harten Herzen der Menschen vor- zudringen!

Als dann mein Führer fortfährt: „Wenn die Bauern mit ihren Fuhrwerken langsam die Steige am Pfarrhof vorbei zu ihren Äckern hinausfuhren, dann deuteten sie mit ihren langstieligen Peitschen auf den liegenden Träumer und sagten, 'Do guckt hin, da liegt er wieder, der Faulenzer!', nicht ahnend, wel- chen Großen sie neckten“, da begriff ich erst ganz, wie groß das Wunder war, das Eduard Mörike aus den Nöten seines engen, unerträglichen Cleversulz- bacher Alltags durch das Nichts einer Existenzlosigkeit des 39jährigen Pen- sionärs hinführte in den Pfarrgarten des Freundes von Wermutshausen, in dem er in den offenen weiten Himmel schaute. Es ist für mich ein anderes Pfingstwunder geworden, das ich erst jetzt erkannte. Denn nie hat vorher an Pfingsten jemand aus weltlichen Bereichen mich mit einem schöneren Wort aus der Liebe und bescheidenen Verehrung zu dem großen deutschen Lyriker zum Himmlischen gewiesen, als es jener Kirchenpfleger von Wer- mutshausen, Pfleger der kleinen Mörike-Erinnerung, in seiner feinen, schlichten, bäuerlichen Art tat und mir so mein schönstes Pfingsten, ein Pfingsten bei Eduard Mörike, schenkte.

„Der himmlische Itzgrund - die schönste Gegend von der Welt“

„...Mittwoch Abends reist ich von Erlangen ab, kam spät nach Mitternacht in Bamberg an, auf einem verdamt kalten und unsichern Wege, wo man uns wegen den Diebsbanden in den Wäldern einen Husaren entgegen schickte. Von Bamberg bis Koburg, wo ich Donnerstag Abends ankam, hatt' ich den ganzen Tag über das himmlische Thal, das von der Ize durchflossen wird, vor und hinter mir...“.

So schreibt der junge Hölderlin – die literarische Welt feierte seinen 200. Geburtstag – am 30. Dezember 1793 an seine Freunde Neuffer und Stäudlin. Er erzählt von der langen, beschwerlichen Reise, die er mit so großen Hoffnungen angetreten hatte: sollte sie ihm doch die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches in greifbare Nähe rücken.

Nur mit innerem Widerstreben hatte er in den letzten Monaten das Studium der Theologie betrieben. Im Innern fühlte er sich längst zum Dichterberuf hingezogen. Er verehrte, ja vergötterte Schiller – seine Jugendhymnen atmen des schwäbischen Landsmanns Geist und Pathos. Und eben dieser große, nun in Jena lehrende Schiller hatte ihm eine Hofmeisterstelle bei Charlotte von Kalb vermittelt – Charlotte, die durch ihre Freundschaft mit den bedeutendsten Dichtern der deutschen Klassik und Romantik in die Literaturgeschichte einging. Das Konsistorium in Stuttgart hatte Hölderlin drei Jahre Urlaub zu dieser „Parastatur“ gewährt, allerdings mit der Auflage, sich weiter im Predigen zu üben und seine Studien fortzusetzen. Aber was tat's. Hölderlin war fürs erste dem muffigen Hörsaal entronnen, die besorgte Mutter konnte er durch etliche Briefe beschwichtigen – und so rüstete er sich für die Fahrt, die ihn nach Waltershausen und damit in die Nähe des heimlich erschnitten Jena bringen sollte.

Doch da der endgültige Bescheid auf sich warten ließ, verzögerte sich die Abreise. Endlich, kurz vor Weihnachten – am 20. Dezember 1793 –, konnte Hölderlin Stuttgart verlassen. Aber die erste Begeisterung war verflogen. Der schmerzliche Abschied von seinen Studienfreunden bewegte den empfindsamen Jüngling so, daß er die ersten Stationen der Reise bis Nürnberg kaum wahrnahm – „ich schloß meist die Augen und ließ Euch und was mir sonst lieb ist, vor mir erscheinen“. In Nürnberg aber traf er Ludwig Albrecht Schubart, den Sohn des schwäbischen Dichters, und mit ihm, der unter seinen Freunden beliebt war wegen seiner witzigen Einfälle, „wurde ein rechtes gespaßt und getumultuirt“. Am ersten Weihnachtsfeiertag fuhr Hölderlin dann nach Erlangen, wo er die Predigt des berühmten Theologen Ammon hörte. Von da reiste er – wenigstens wie er selbst an Mutter und Freunde schrieb – noch am selben Abend weiter nach Bamberg, um am 27. schließlich über Coburg in Waltershausen einzutreffen.

Doch die Literaturgeschichtler kamen dem jungen Studenten auf einen kleinen Schwindel. Einträge im Fremdenbuch des Nürnberger Lesekabinetts und